

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang

25.

Donnerstag, am 28. Juni 1849.

Liebe am Bach.

Lieder

von

Waldemar Schier.

(Schluß.)

16.

Lenzmorgen.

Wieder zieht in's alte Herze
Jungen Lenzes Werdelust,
Alle Klagen werden Lieder,
Quellend aus des Dichters Brust!

Ist mir doch so wonnewohlig
Wie dem ersten Vögelein,
Als es an dem Schöpfungsmorgen
Sang in alle Welt hinein!

Wie das Vögelein will ich singen
Wann die Blume rosig blüht,
Mit der Wolke will ich ziehen
Wann die Abendröthe glüht,

Auf die Erde will ich schauen
Bei des Frühlings Wonnegruß,
Wann der Liebe junge Rose
Weckt des Morgens erster Kuß!

Singen will ich, immer singen,
All mein Leben sei ein Lied
Und mein letztes sollt ihr singen,
Wenn ich fröhlich einst verschied!

Noch im Grabe schlägt mein Herze
Wie die liebe Nachtigall
Und mein Geist schwingt wie die Lerche
Sich hinauf in's Himmelall,

Hell am Himmel tausend Sterne
Leuchten in der Frühlingsnacht,
In der Seele tausend Lieder
Deffnen ihres Kelches Bracht!

Sonne, Mond und Sterne, Blumen
Alle seh'n mich liebend an,
Deffne Liebchen deiner Augen
Seelenhelles Lichtgespann,

Führe mich durch all' die Freuden
Der allliebenden Natur
Und die Blumen und die Sterne
Folgen meines Liebes Spur,

Träume singend meine Lieder,
Höre meiner Laute Klang,
Liebe-lauschend und erinnernd
Wecke sanft dich mein Gesang!

17.

Die Mandelblüthe.

Ich bin der Duft der Mandelblüthe
Und küsse dir das Augensid,
Eh' noch die Morgenröthe glühte
Kam schwelgend ich in dein Gebiet,

Daß deiner lieben reinen Seele,
Die träumend unter Rosen wohnt,
Mein Dufsten sanft ein Lächeln stehle,
Indeß dein Blick mir dankend lohnt!

18.

Letzte Nacht.

An dem Wasser wohnt die Sehnsucht,
Wohnt die Liebe und das Lied,
Und die Hoffnung sagt mir leise
Wenn die Sonne niedergeht,
Daß sie morgen aufersteht!

Durch der Dämmerung leises Flüstern
Tönet schweigender Gesang,
Eingehüllt in schwarze Schleier,
Zu der Liebe Fest erwacht,
Nacht die Königin der Nacht,

An des Sees Hügelstrande
Schläft des Mondes müdes Licht
Und den treuesten aller Gatten
Findet in der Sternenpracht
Seine Göttin jede Nacht,

Und sie weckt den bleichen Schläfer,
Küßt den Mond am Ufer wach,
Dann im seligen Erwachen
Schlingt sie ihren Arm um ihn
Und die Glücklichen sie flieh'n.

Unbelauscht mit jungen Wellen
Spielt der Nachtwind auf dem See
Und im raschen Tanze athmen
Wie der Nachviolenduft
Süße Stunden durch die Luft.

Mich auch hat die Nacht gefunden
Bleich und schlummernd an dem See,
Um mich schliefen meine Träume
Und als früh das Dunkel schied
Weckte mich dies kleine Lied.

19.

Vergißmeinnicht.

Seh dich wohl zum letzten Male,
Himmelblaues Augenlicht,
Denn ich scheide aus dem Thale,
Lebe wohl, Vergißmeinnicht!

Berggewässers Wellenringe
Schlingen auf der Fluth den Reih'n,
Bunte Käfer, Schmetterlinge
Schwirren durch den Sonnenschein,

Kleine Wellen wie die Wiesel,
Schlüpfend über junges Moos,
Drängen sich durch glatte Kiesel,
Ringen sich vom Grunde los,

Silberschupp'ge Fischlein springen
Aus der Welle in die Luft,
Wie die Vöglein möcht' ich singen
Süßberauscht vom Waldesduft.

Und es zuckert die Libelle
Ueber Blatt und Welle hin,
Bleibst nur du auf einer Stelle,
Will's dich niemals weiterzieh'n?

Vöglein fliegen, Wolken eilen
Und es geht des Tages Licht,
Willst du stets am Bache weilen,
Blühendes Vergißmeinnicht!

Das Duell.

Eine Erzählung von Moritz Hanemann.

Zwischen zwei Freunden, Karl und Fritz,
Musikern von Fach, kommt die Frage zur Sprache,
welche Seite des Orchesters die Bessere sei, die
rechte oder die linke.

Karl hält die Linke für besser, weil dort die
Hörner, die Trompeten, die Posaunen und
die Tuben sitzen, deren Schall vor Zeiten die
Mauern Jerichos umwarfen, er sagt: nicht um-
sonst hat der Schöpfer diesen Theil des Orchesters
so weite Mäuler und so starke Stimmen gegeben.
Sie repräsentiren die große Masse und müssen
vor Allen gehört werden. Ueberdem hängt ihnen
das eintönige Corps des Proletariats an, die

donnernde Pauke, die wirbelnde Trommel, das furchtbare Tam-Tam, die klirrenden Becken und der klingende Triangel.

Dem kann ich nicht beipflichten, entgegnete Fritz, ich halte die Rechte für besser. Da sitzt die Intelligenz, der schaffende Geist der ersten Violinen, die verständige Besonnenheit der zweiten, die saftmahrenden Stimmen der Bratschen und der Cellos, und der grundfeste Bau der Contrabässe.* Ihnen schließt sich auf das Innigste an die sanfte Flöte, die kecke Oboe, die leidenschaftliche Klarinette und das besonnene Fagott. Glaub' mir, der Rechten sollte man in dieser Zeit der Verwirrnis mehr vertrauen, nur sie allein hat die Kraft, ein richtiges und schönes Ensemble hervorzubringen, weil sie meist theoretisch gebildet ist, nach dem Centrum strebt und weil sie den leisesten Winken ihres Dirigenten in Liebe zu gehorchen gelernt hat.

Ach, was Liebe, was Dirigenten, entgegnete Karl, wir brauchen sie nicht, lange genug haben sie taktirt und uns geknechtet, im $\frac{3}{4}$ -Takt. Metronomen thun dieselben Dienste. Die Musikanten sind jetzt souverän geworden.

Ja! Euer Orchester beweist es, sprach Fritz. Von den Solisten hört man keinen Ton, so laut brüllt der souveräne Chor, die Linke tobt ohne alles innere musikalische Verständniß so sehr, daß die Zuhörer vor Schrecken davonlaufen. Eure Cleven, takt- und maßlos wie ihre Lehrer, verbummeln die Zeit mit Commandiren, indem sie im Kleinen die Concertmeister spielen, anstatt sich zu Künstlern zu bilden und vor Allem im Ensemble den Gehorsam zu lernen. Weiß Gott, der sonst so schöne und herrliche Kunsttempel ist zu einem Tollhause geworden. Denn nicht einmal

* Nächst der Malerei ist die Musik die servilste Kunst. Musiker, namentlich aber Sänger, sind in der Regel Narren, eitle, fade Gecken, denen in ihrem Deldumdei aller gesunde Menschenverstand eingeschlafen. Je sklavisch-seiger ein Volk, um so mehr künstliche Musik treibt es. Der Staat, der das beste Militär hat, das sich blindlings zur Schlachtbank führen läßt, um zu schlachten und geschlachtet zu werden, hat auch die beste Militär-Musik.

Anm. d. Red.

rein einzustimmen haltet Ihr der Mühe werth. Fürwahr ein absoluter Feierkasten übertrifft Euer ganzes Künstlertum. Mögen Metronomen Euch regieren! Du und Deinesgleichen verdienen nichts Besseres, als von einer todten Maschine, statt von einem lebenswarmen Herzen geleitet zu werden. Dies mein letztes Wort.

Psui! Du ganz gemeine servile Musikantenseele, schrie Karl, nicht einen Schuß Pulver bist Du werth!

Darum, so antwortete Fritz, mag der Degen entscheiden.

Das Duell ging vor sich. Nach etlichen gewechselten Stößen fällt Karl getroffen mit einem langen Schmerzensschrei zu Boden. Todtenstille tritt ein. Fritz schaut rechts und links nach Hilfe, er jammert über seine Unthat und will schier verzweifeln. Da giebt Karl ein Lebenszeichen, er streckt versöhnend die Hand dem Gegner zu und spricht: Nur die äußerste Rechte hast Du mir verwundet, darum vergebe ich Dir. Fritz ergreift die Hand des Freundes, Thränen der Behmuth und des Dankes gegen die Vorsehung rollen ihm aus dem Auge, er richtet Karl empor und drückt ihn unter heißen Küssen an sein Herz.

Keinen Streit mehr über rechts und links, es läßt das Gute von jeder Seite her sich fördern, wenn man's nur ehrlich meint — so rufen sie und schwören sich, ihrem Gott, dem Dirigenten und der Kunst die unverbrüchlichste Liebe und Treue.

Der Text-Fabrikant der Zauberflöte.

Der Dichter der Zauberflöte war eigentlich nicht Schikaneder, sondern sein Chorist Giesecke, der ihm den Plan der Handlung, Scenen-Eintheilung und die bekannten naiven Reime machte. Dieser Giesecke — erzählt J. Cornet in seinem Buche: „Die Oper in Deutschland“ — ein religiöser Student von Halle (geb. in Braunschweig) — war Verfasser mehrerer Zauberoperen, auch der Zauberflöte (nach Wieland's Lulu), woran Schikaneder nur änderte, strich und zusetzte, und sich den

Autornamen vindicirte. Der arme Giesecke fand bei Schikaneder's Bühne, damals noch auf der Wieden im Freihaus (nicht „an der Wien“) als Chorist und für kleine Rollen * eine kümmerliche Existenz. Nach einiger Zeit verschwand er; Niemand wußte wohin. Im Sommer des Jahres 1818 zu Wien, setzte sich einst ein feiner alter Herr in blauem Frack und weißem Halstuch, mit einem Orden geziert, zu uns an den Wirthstisch, an welchem sich Ignaz v. Seyfried, Korntheuer, Jul. Laroche, Küstner, Gned und ich (Cornet) täglich zum Mittag versammelten. Der ehrwürdige schneeweiße Kopf, die gewählte Art zu sprechen, das ganze Benehmen machte einen angenehmen Eindruck auf uns alle. Es war der ehemalige Chorist Giesecke, der jetzt als Professor an der Universität Dublin, mit einer naturhistorischen Sammlung aus dem Pflanzen-, Mineral- und Thierreich direkt von Island und Lappland nach Wien kam, um dieselbe dem kais. Naturalkabinette einzuverleiben. Seyfried war der Einzige, der ihn erkannte. Die Freude des alten Herrn über Wien und seine Anerkennung vom Kaiser Franz — (der ihn mit einer von Solitaires strogenden, wirklich prachtvollen Golddose voll der neuesten Kremnitzer beschenkte) war der Lohn vieljähriger Entbehrungen und Leiden. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir denn so Vieles aus der alten Zeit; unter Andern lernten wir auch in ihm (der zu dem damals hochverpönten Orden der Freimaurer gehörte) den eigentlichen Verfasser der „Zauberflöte“ kennen (wovon Seyfried allerdings eine Ahnung hatte). Ich erzähle dies nach seiner eigenen Aussage, welche zu bezweifeln wir keine Ursache hatten. Er erklärte sich hierüber gegen uns bei der Gelegenheit, als ich die eingelegte Cavatine aus „Der Spiegel von Arcadien“ sang. Viele meinten, der Souffleur Helm böck sei Schikaneder's Mitarbeiter gewesen. Aber auch hierüber enttäuschte uns Giesecke, nur die Figur des Papageno und seiner Frau gestand G. dem Schikaneder zu. Diese Einschaltung zur Rectification des Autors dürfte nicht überflüssig sein; die Zauberflöte ist

* Während der Continentsperre war G. auf Island und sammelte die mineralogischen Schätze.

einmal das Centrum deutscher Opern, nach welchem man sich noch nach Jahrhunderten wird umsehen müssen, wenn man die Grundelemente deutschen Opernstyls studiren will; es ist also nicht uninteressant, den wahren Autor des Buches zu kennen, an welchem später Vulpius und Schröder feilten, und die ursprüngliche deutsche Naivetät verwischten.

Ein Besuch bei dem Maler Lam-qua in Canton.

Eines Morgens sah ich im französischen Hong einen Engländer, Herrn Barton, ankommen, der mir seit meinem Aufenthalt in Canton viele Gefälligkeiten erzeigt und mir zum Führer gedient hatte. Statt des sonstigen leichten Sonnenhutes und der weißen Jacke, erschien er dies Mal vollständig angezogen, mit Frack, weißer Halsbinde u. s. w., und als ich ihn fragte, warum er so verändert erscheine, sagte er mir, „ich will zu meinem Bilde sitzen.“ Dies Bild sollte Lam-qua malen und Herr B. bat mich, ihn zu begleiten.

Nach einem Gange von einigen Minuten durch die engen Straßen der Vorstadt, kamen wir an ein Haus, über dessen Thür eine Inschrift, mit chinesischen Schriftzügen umgeben, zu lesen war: Lam-qua, english and chinese painter (englischer und chinesischer Maler). Lam-qua kann sich allerdings wohl zur englischen Schule rechnen, denn er hat Unterricht bei einem sehr geschickten, seit längerer Zeit in Canton ansässigen Maler, Herrn Chinnery, genommen.

Wir stiegen in das erste Stockwerk hinauf, und gingen durch eine Art von Laden, der ganz mit Bildern behängt war, und wo mehre junge Chinesen saßen, die für Lam-qua arbeiteten: in einem zweiten Zimmer befand sich der Meister, mit dem Pinsel und der Palette in der Hand, wie er eben das Porträt eines Mandarins retouchirte. Lam-qua kam uns mit aller Förmlichkeit der chinesischen Höflichkeit entgegen. Es

wurden Pfeifen gebracht und Thee gereicht: er zeigte uns einige seiner Skizzen, und ging, nach einer längeren Unterhaltung, in welcher er seine englischen Phrasen sehr geschickt anbrachte, daran, Herrn Barton zu malen. Dieser saß vorzüglich, unbeweglich, länger als eine Stunde. Lam=qua malte sehr rasch. Die Aufzeichnung verrieth eine große Festigkeit, und der erste Entwurf war schon sehr ähnlich. Herr Barton hatte schon drei Male gegessen.

Lam=qua hatte einen kleinen Farbekasten bei sich, in welchem sich etwa 20 verschiedene Farben befanden, die in kleine porzellanene Schälchen eingerieben waren: ein Gehilfe stand hinter ihm, der ihm Wasser auf die Farben goß und die Pinsel auswischte. Von Zeit zu Zeit hielt Lam=qua inne, legte Pinsel und Palette bei Seite und stellte sich etwas ab von seinem Bilde, um den Effect zu beurtheilen, mit dem er, wie natürlich, sehr zufrieden zu sein schien. Bevor er wieder an seine Arbeit ging, trank er eine Tasse Thee und that zwei oder drei Büge aus einer Pfeife, die im Wasser lag.

Als die Sitzung vorüber war, zeigte uns Lam=qua seine Galerie. An der Wand hingen Porträte von Leuten aller Stände und Nationen: Mandarinen, worunter auch der General Tsao im großen Militär-Kostüm, englische Offiziere, einige chinesische Damen u. s. w. Das Ganze bot eine ungemein bunte Bildergalerie dar. Von da gingen wir in den sogenannten „Laden“ oder Gewölbe, wo etwa 20 junge Leute Zeichnungen auf weißes oder gelbes Papier copirten, so wie auf das feine Mark, das man in Europa Reis-Papier nennt, obgleich kein Korn Reis darin ist. Hier werden die kleinen „Albums“ gefertigt, die überall hin nach England, den Vereinigten Staaten u. s. w. verschickt werden, und worauf Thiere, Blumen, Landschaften u. s. w. dargestellt sind. Von Kunst ist dabei nicht viel die Rede: Alles wird fabrikmäßig gearbeitet. Der eine malt nur Gesichter, der andere nur Bäume, der dritte nur Hände und Beine, noch ein anderer die Häuser. Auf Herrn Barton's Bitte zeigte Lam=qua uns auch seine Mappen. Die Zeichnungen bezogen sich meistens auf chinesische Legenden, zu deren Erklärung einige chinesische Schriftzeichen

oben angebracht waren: zuweilen war es ein erläuterter Spruch aus dem Confucius, zuweilen eine groteske Scene, zu welcher der Maler eine Erzählung aus einem alten chinesischen Fabeldichter benutzte. Es würde einen Tag erfordert haben, um die Bilder, Rollen, Albums u. s. w. in Lam=qua's Atelier durchzusehen. Der Handel mit Bildern ist ungemein ausgedehnt.

In dem besterleuchteten Zimmer des Gewölbes malten einige junge Chinesen auf Leinwand Ansichten von Canton, von Macao oder Inner-Ansichten von Häusern: es sind dies Bilder von einer ganz neuen Art*, die von den Europäern sehr eifrig gekauft, und die nur von den besten Schülern der Werkstatt gemalt werden. Dabei bleibt es aber, wie Herr Barton sagt, immer bei dem alten chinesischen Schlendrian. „Zehn Mal“ sagt er „habe ich Lam=qua gesagt, daß die englische Factorie, die er malen läßt, gar nicht mehr existirt, indem sie im Kriege abgebrannt ist, und daß, wo er einen Platz hinmalt, jetzt neue Häuser stehen; das hilft aber Alles nichts.“ Lam=qua stand dabei und verstand sehr gut, was Herr B. sagte; er zuckte aber nur die Achseln und begnügte sich, ein stolzes Nïa zu erwiedern, was soviel sagen sollte: „Meine Anlage ist nun einmal gemacht! Warum ist auch die Factorie in Flammen aufgegangen!“

In diesem Augenblick hörten wir einen heftigen Lam=tam-Schlag unten an der Treppe: ein Palankin hielt vor der Thür, und ein großer, dicker, prachtvoll gekleideter Chinese stieg aus. Es war der General Tsao, der noch einmal sitzen wollte. Das ganze Atelier erhob sich, um den Groß-Würdenträger ehrfurchtsvoll zu empfangen, und Lam=qua stürzte zu dem Palankin hinunter. Wir benutzten diesen Augenblick, um uns in der Stille fortzumachen.

* Dies ist keinesweges der Fall: man hat solche Bilder, die aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts stammen.

Der Lehrer und seine Hoffnungen.

Die Erziehung eines Volkes macht seine Geschichte! Das wußten die Solons und Lyfurge, aber auch die Despoten und Priester. Ein verdummtes, slavisch erzogenes Volk hat kein anderes Verlangen als — den Fleischtopf. Darum halten wir die Emancipation des Lehrerstandes für ein Morgenroth glücklicher Geschlechter. Wir haben dies Thema öfters mit Nachdruck behandelt, jetzt mögen einzig Thatsachen die Leuchten sein, die erhellen, welche Verdrückung den Lehrer geistig und leiblich (durch Dürftigkeit) entmannte und zu welchen Hoffnungen ihn die Schlüsse von der Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft berechtigen. — Einstmals revidirte ein Hochwürdiger Herr die Schule eines der verdienstvollsten Volkslehrer des Staates. Herrlich ausgerüstet waren die Kinder für das Leben und seine Kämpfe. Der Hochwürdige fragt **einzig** nach Bibel und Gesangbuchversen und rüffelt den anerkannt tüchtigen Lehrer derb, während er, vor dem Altar in pontificalibus prangend, einem anerkannt beschränkten, **sehr** beschränkten Lehrer klingende Lobsprüche spendet. — Vor einigen Monden als Fremder in ein Gasthaus tretend, erblickten wir im Zimmer anwesend einen jungen, bleichen Mann, schreibend. Betroffen, scheu wie ein Kind, ohne Gruß und Klang wich er links in ein Seitengemach. Ein Blick auf seine Schreiberei zeigte, — daß er aus der biblischen Geschichte ein Kapitel wörtlich abschrieb; dem nachherigen Vernehmen nach als Ferienarbeit. Der junge Mann war Seminarist und des Wirthes Sohn. Dieser Jüngling sollte zum Volkslehrer herangebildet werden. — An den Fenstern eines Saales, in dem eine Volksversammlung abgehalten wurde, sahen wir jüngst einige uns bekannte Lehrer mit dem peinlichen Gesichtsausdruck wachsender Scheu! Bald entfernten sie sich auch still und leisetrittig. Wir hätten sie für reaktionäre Horcher, für Fromme, in der Nacht für gewissenbange Diebe gehalten; so beklommen, vorsichtig und spähend erschienen sie. Wir kennen diese Wackeren besser! im März 1848 strahlte ihr Antlitz frei und

hoffnungsfreudig. — Ueber einen greisen Lehrer, politisch von einigen Glenden demuncirt, durch eine Anzahl Entlastungszeugen rein hingestellt, ist hinsichtlich der Ueberwachung seines ferneren Verhaltens ein förmlicher Belagerungszustand erklärt, den der betreffende Priester mit möglichster Strenge ausübt. Mit welchem Muthe soll dieser Mann seiner bedeutenden Schule vorstehen? — Die Grasschaft Mosla bestehet aus der sogenannten älteren Grasschaft und dem Amte Kelbra. Im ersteren Theile ist eine Stiftung, die Wilhelmsstiftung, mit einem Fond von beinahe 400,000 Thaler, dessen Zinsen für wohlthätige Zwecke verwendet werden. Jeder Lehrer erhält 100 Thaler (außerdem 20 Thaler aus der gräflichen Kammer). Jetzt muß jeder betheiligte Lehrer ein Zeugniß seines Predigers haben, daß er nicht an Versammlungen Theil nehme, sonst wird das Geld verweigert. — In Pommern nannte ein Pastor zornig den Küster einen „Diener des Pastors,“ weil er (es geschah in unserer Gegenwart) den Kutschenschlag nicht öffnen wollte. — In einem Flecken setzte ein Gemeindebeschluß das Schulgeld willkürlich, trotz alles Protestirens der hart betroffenen drei Lehrer von 10 Sgr. auf 7½ Sgr. Es ward dagegen feierlich gelobt, dafür den Gehalt pünktlich aus der Schulkasse zu zahlen, was bis dahin nicht geschehen war. Die competente Behörde bestätigte die Herabsetzung. Nichtsdestoweniger erhalten die drei Lehrer ihren Hungergehalt nur, wenn er auch längst fällig, in einzelnen Raten oft von 1, 2 bis 3 Thalern. Der dritte Lehrer, der vierteljährig 17½ Thaler Gehalt bekömmt, hat oft, wenn das zweite Vierteljahr schon fällig ist, von dem Betrage des ersten abschlägig nur 5 bis 7 Thaler empfangen. Seine Verzweiflung ging faktisch so weit, daß er die Ortsbehörde um Tagarbeit ersuchen wollte! — Wir wissen, daß bittere Klage bei den zuständigen Behörden, Seitens dieser Lehrer, geführt ist, uns ist indeß noch nichts bekannt, daß Berücksichtigung stattgefunden!! — Und nun muß der Lehrer für seine saure Arbeit gegen ein Hungerbrot, noch des Mannes und Menschen allerhöchstes Gut, die Freiheit der Meinung und des Gedankens

verkaufen und zur Fahne der Heuchelei schwören! Er, der Vertreter eines großen Theiles der Volksintelligenz, muß sich des Wahlrechtes entweder begeben oder, will er nicht verfolgt werden, de- und wehmüthig wählen, wie der Herr Pastor befehlt. Die Regierung aber wählt, nach dem deutschen Verfassungsentwurfe, die künftigen Leiter der Volksschule. Fast möchten wir die Candidaten vorausahnen können! — Schließlich haben wir es noch vermieden, bei der Anführung der Thatsachen, deren Zahl nur zum mindesten Theil erschöpft ist, Namen zu nennen, sind aber dazu erforderlichen Falles bereit. Wirken werden wir aber für die Emancipation der Lehrer, so lange es Tag ist! wir fürchten, es kömmt die Nacht, — wo Niemand wirken kann.

Carl Lucas.

Mein trefflich russisches Kriegsheer.

Ein Nordamerikaner schreibt aus Peterssburg in seine Heimath genaue Schilderungen der Einrichtungen und Zustände der russischen Armee. Wir können wohl annehmen, daß das Auge des freien Bürgers ziemlich schwarzgefärbt sieht, was den Russen noch im hellen rothigen Dämmerlichte und höchst erträglich erscheint, aber die Grundzüge der mitgetheilten Beobachtungen stimmen mit den mannichfachen Beschreibungen anderer Reisender überein. Es mag interessant sein, jetzt, da die russischen Truppen uns näher als gewöhnlich stehen, Folgendes daraus mitzutheilen: Die russische Armee soll auf dem Papiere wenigstens eine Million betragen und kostet jährlich 50 Millionen Silberrubel, also ein Drittel der gesammten Staatseinnahmen. Nehmen wir an, daß jeder Mann der Armee, wenn er nicht Soldat wäre, doch wenigstens 50 Silberrubel direct oder indirect erwerben würde, und daß somit dem Staate auf diesem Wege ein jährlicher Verlust von 100 Millionen entsteht, so rechtfertigt sich der Ausspruch Erfahrener, die das Armeewesen einen Krebschaden am Staatsleben nennen. Das russische

Gesetz verpflichtet an sich jeden Russen mit Ausnahme der höhern Stände zu fünfzehnjährigem Dienste und dann noch zu fünf Jahren Reserve-dienst. Bei der Rekrutenaushebung wird mit brutaler Willkür aufgetreten, um die bestimmten Prozente für jede Gemeinde oder Domäne auszuheben, und Bestechungen und Intriguen insulenziren dabei. Alle Knaben, welche ihren Vätern nach ihrem Eintritte in den Militärdienst geboren werden, verfallen dem Soldatenthume, und man entreißt sie mit acht bis zehn Jahren den Müttern und steckt sie in die Militärerziehungsinstitute.

Zehn Prozente der ausgehobenen Mannschaft gehen gewöhnlich während des ersten Dienstjahres zufolge schlechter Nahrung, schlechter Bekleidung und schlechter Behandlung zu Grunde. Der russische Soldat ist vollständig der Willkür seiner Offiziere anheimgegeben. Jede Beschwerde fällt um so härter auf den Soldaten zurück. Die Inspektionsrevüen zur Beseitigung grober Mißbräuche sind nur Schaugerichte ohne reellen Werth. Der russische Soldat ist trotz des hiesigen Winters in seiner Bekleidung nur auf seinen dünnen Mantel oder Ueberziebrock und die knappe Tuchuniform verwiesen, um damit gelegentlich 20 Grad Kälte und den schneidenden Ostwind zu ertragen, während der gewöhnliche Russe sonst gewohnt ist, sich in dicken Pelz vom Kopfe bis Fuße einzuhüllen. Eine solche Veränderung kann der Körper natürlich nicht ertragen und die Reihen der Rekruten werden durch diese radicale Abhärtung decimirt. Nebenbei aber ist der russische Soldat den Qualen des halben Verhungerns oder schlechter Lebensmittel ausgesetzt. Die Krone bestimmt den Unterhalt des Soldaten in Baarbesoldung in jährlichen 3 Dollars (4 Thlr.), das Geld aber wird unregelmäßig ausgezahlt, und Diejenigen, durch deren Hände es rollt, wissen diese lächerliche Summe noch auf ein Minimum zurückzuführen. Außerdem erhält der Mann eine knappe Ration klotzigen Brotes und ein Maß Haidegrüze, in der Garde wöchentlich ein Pfund Fleisch. Aber bei der Verabreichung sollen arge Betrügereien vorgehen, wie überall im russischen Verwaltungswesen. — Dester brechen wegen der schlechten Nahrung förmliche Seuchen aus, oft auch Meutereien in den einzelnen Regimentern.

Schon die erdfahlen Gesichter der abscheulich ausdünstenden Infanteristen — denn die russische Kavalerie ist besser — geben dem Beobachter Anlaß zum kompetentesten Urtheile. Wen kann es daher wundern, wenn der russische Soldat gleich einem Raben stiehlt, daß der dritte Theil der Armee in den Hospitälern liegt, und daß der Soldat im Kampfe eine große Lebensverachtung an den Tag legt? — denn was hat ein solches Leben ihm zu bedeuten? — Die Hospitalbehandlung ist übrigens von der Art, daß der siebenundzwanzigste Mann als Kind des Todes erscheint, früher starb der neunundzwanzigste. Das ärztliche Ungeschick ist ungeheuer, größer aber noch die Betrügereien der Hospitalinspectoren, welche Arzneien und Lebensmittel unterschlagen und verfälschen. In einem Jahre wurden hier 1300 Patienten an den Folgen von Leibstrafen behandelt, während wir doch in einem Zeitalter leben, wo Gesetze gegen Thierquälerei erlassen werden. Wenn nun der Soldat alles Das überlebt hat und im Dienste abgenutzt ist, so wird er als Aufwärter, Thürsteher, Polizeigehilfe, Laternenanstecker zc. und in allen öffentlichen Anstalten verwendet, Posten, welche gewöhnlich Tag wie Nacht keine Ruhe geben. Gleich dem Pferde, das erst zuletzt unter die Hände derjenigen Menschen geräth, welche die schwierigsten Dienste von ihm verlangen, wird auch der russische Soldat am Ende seiner Laufbahn am härtesten mitgenommen. Der Kantschu übrigens ist der erste Grundpfeiler der russischen Soldatendressur. Es ist eine Thatsache, daß im kaukasischen Kriege, als die Russen vor dem starken Kartätschenfeuer der Tscherkessen den Angriff weigerten, der General Wiliaminoff etliche Soldaten vortreten und derb durchprügeln ließ, worauf die Russen die Gegner in die Flucht trieben.

Die preussischen Lazzaroni in Danzig.

In unserer alten Seestadt existirt ein Schlag Menschen, den ich nicht anders, als mit der obigen Ueberschrift, bezeichnen kann. Nur arbeitend,

wenn die Nothwendigkeit sie treibt, zum rohesten Genuß geneigt, zankfüchtig und dabei rücksichtslos zu dem Messer greifend, mit großen Körperkräften ausgestattet, für eine kurze Zeit der ungeheuersten Anstrengungen fähig, aber ebenso schnell in Lethargie zurücksinkend, nennt man hier diese Klasse „Sackträger,“ da ihre hauptsächlichste Beschäftigung darin besteht, das Getraide aus den Schiffen in die oft sechs Stagen hohen Speicher hinauf- und hinunterzutragen. Nichts von der Krücke, an der Sie beim Mühlendamm mühsam die Berliner Kollegen mit einem Mehlsack auf dem Rücken feuchen sehen. Diese Danziger Athleten laufen mit einer ähnlichen Ladung auf einem schwankenden Brete von Bord an's Ufer und im kurzen Trabe die sechs Treppen hinauf und herunter. Bildhauer könnten an dieser herkulischen Muskulatur der Arme und Beine, welche bei jener Arbeit unbedeckt bleiben, herrliche Studien machen. Sind sie mit dieser Arbeit, die sehr gut bezahlt wird, fertig, so lagern sich die Unverheiratheten von ihnen in die Branntweinskneipen in der Köpergasse neben dem grünen Thor, an dem sich ihre Börse befindet, und feiern ihre Orgien, die im ungünstigsten Falle mit Mord und Todschlag enden.

Alle Menschen, die in rein sinnlicher Sphäre und Phantastie leben, sind zu der extremen Praxis der rothen Zügellosigkeit oder des rothen Gehorsams geneigt und so sind denn unsere Lazzaroni ein dienstwilliges Werkzeug in den Händen des Letzteren geworden. Doch würde ich die genannte Klasse, die sich, wie die „Bretschneider“ von ehrlichem Erwerbe nährt, zu entehren glauben, wenn ich nicht noch des schlimmen Corps gedächte, das sich bei allen Eventualitäten jenen anzuschließen und die Früchte des Sieges auszubeuten pflegt. Man nennt diese Subjecte „Observaten“, weil ihr Leben unausgesetzt von der Polizei observirt wird. Sie sind in mehre Klassen getheilt, deren erste, Braminen ähnlich, sehr fein gekleidete, allgemein bekannte Herren in sich schließt, während die Paria's in jedem Moment „einsperrbar“ erscheinen. Lange vor der Erfindung der Bürgerwehr und fliegenden Corps, noch unter dem alten Polizeistaat, bei einer Garnison von drittelhalb Regimentern, bestand in Danzig schon ein Sicherheitsverein

von Bürgern, der, mit Bewilligung der Polizeipräsidenten, Nacht für Nacht, bis an die Zähne bewaffnete Patrouillen ausschickte, die namentlich jene Observatenklasse zu inspiciren hatten, welche Nachts nicht ausgehen durfte. Und doch geschah es vor zwei Jahrzehenden, daß, beim Abgange eines Polizeipräsidenten, gegen Abend ein großer Zug festlich gekleideter Herren mit Fackeln und Musik nahte, und dem Präsidenten für seine unvergeßliche milde Amtsführung Kranz, Gedicht und tiefgefühlten Dank auf seidenen Kissen aussprach. Es war eine Deputation der Observaten.

Diese Leute sind gegenwärtig die Werkzeuge der schwarzweißen Partei (die Kanaille findet sich leicht zusammen!) und tragen die brennendste Färbung ihrer politischen Antipoden. Es ist in Danzig so weit gekommen, daß anständig gekleideten Personen auf der Straße Geld abgepreßt wird, Prügel und Messerstiche sind an der Tagesordnung und in der ehemaligen Republik unter polnischer Protektion, in der Stadt, welche die Marmorstatue eines polnischen Monarchen in ihrem Artushofe aufgestellt hat, gehorcht eine blind wüthende Masse neupreußischer Inspirationen. Wann wird diese Duldung ein Ende nehmen?

(G. Z.)

Stilleben eines Berliner Konstablers.

Es ist Sonntag-Nachmittag. Die Maisonnette scheint einmal wieder warm und hell auf die regenfeuchten Straßen hernieder. Geputzte Menschen, Familienväter mit Weib und Kindern, junge Bursche mit ihren Liebchen am Arme ziehen hinaus vor die Thore der Hauptstadt, in den „Thiergarten“, das Alpha und Omega der Berliner Natur, zum „Friedrichshain“, der erst noch ein Thiergarten werden soll, oder in die unzähligen Bier-, Kaffee- und Tanz-Paradiese der Vorstädte und entlegenen Stadttheile, welchen jetzt die Mode zum großen Theile den pompös klingenden Namen „Halle“ gegeben hat. Soldaten durchziehen truppenweise Arm in Arm die Stadt, um die Herr-

lichkeiten Berlins kennen zu lernen. Die schon länger hier garnisonirenden Regimenter, besonders die Gardisten, liefern dabei die Führer und Cicerone's. Alles geht seinem Vergnügen nach. Ganz Berlin amüßrt sich — so gut es der Belagerungs-Zustand verstatet. Unschlüssige studiren an den Straßenecken die bis jetzt — neben den Auktions- und Diebstahls-Anzeigen — allein erlaubten zahllosen grünen, rothen und gelben „Plakate“, um sich zu entscheiden, wohin sie ihre Schritte lenken sollen.

Wo wollt denn Ihr hinaus?

„Wir geh'n hinaus auf's Jägerhaus!“

Und auch an solchen fehlt es hier wie überall nicht, die in Ermangelung eigenen Willens „mit den Anderen gehen“, gerade so gut, wie der phlegmatische Gesell in Göthe's Faust, oder wie seine Geistesverwandten in der weiland zweiten Kammer.

Die kleine Straße vor meinem Fenster ist öde und ausgestorben. Der kleine krausköpfige „Ladendiener“ in der Boutique drüben tritt so eben in Begleitung eines Freundes und Kollegen, der ihn abzuholen gekommen, aus seinem Laden, um seinen Sonntag in der „Victorhalle“ zu genießen. Er wirft einen mitleidig verachtenden Blick hinter sich auf den zwischen den Syrupsfässern und Häringstonnen zurückbleibenden Lehrling, zieht mit seiner letzten Anstrengung die frischgewaschenen Lederhandschuhe vollends über die blauen arbeitgeschwollenen Hände, drückt nun den Hut noch etwas „unternehmender“ auf das linke Ohr und steigt dann im vollen Bewußtsein seiner blaube-frackten und sammtbewesteten Unwiderstehlichkeit die drei Stufen hinab, an deren letzter die einsiedlerische Gestalt des blaubemäntelten Konstablers steht. Mit einem huldreichen Kopfnicken bläst ihm der junge Adonis den Rauch seiner fleckig-gelben Vieradner Havanna-Cigarre in's Angesicht, indem er ihm ironisch „viel Vergnügen zum Sonntag“ wünscht.

Der Konstabler sieht ihm mit einem unterdrückten Seufzer nach. Er ist ein zu guter Berliner, um nicht zu wissen, was ein Sonntag-Nachmittag in einer stillen Seitenstraße von Berlin für Vergnügen bieten kann. Sein polizeiliches Bewußtsein ist überdies noch schwach, und der Gedanke, daß sein Standpunkt in der kleinen

**straße eine Stütze des Vaterlandes bildet, reicht noch nicht aus, ihn über die Entbehrungen zu trösten, welche derselbe für ihn mit sich führt. Daß seine Person und sein Behaben für einen „Nebenmenschen“, wie ich, einen Gegenstand der Unterhaltung, ein Surrogat für das entbehrte Vergnügen eines Sonntags-Spazierganges bildet, ist ihm gleichfalls unbekannt und kann ihn also ebenso wenig trösten. Die ungeheure Würde seines heutigen Nachmittags-Verufes dehnt sich erschreckend vor seinen Augen aus. Zu seiner Zerstreuung beginnt er die Fenster in der Straße zu zählen. Aber in der Mitte dieses Geschäftes hört er auf. Er weiß, daß es zweiundsebenzig und daß seit gestern keine neuen hinzugekommen sind. Er betrachtet die Aushängeschilder der Keller und Läden, aber auch sie und ihre Inschriften sind dieselben geblieben. In der Bierstube, ihm gegenüber, ist es Nachmittags todtenstill, an den Fenstern sind keine Gäste, keine bekannten Gesichter. Er soll beobachten, vigiliren — aber nirgends ein Gegenstand für solche Thätigkeit. Er soll Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten, und sie sind beide da, ohne ihn, in erschreckender langweiligster Gestalt. Das Gefühl seiner Entbehrlichkeit wuchert sich wie ein Alp über ihn, je näher die nachmittägliche Kaffeestunde rückt, die seine Familie jetzt ohne ihn in ihrer Wohnung feiert. Er wirft einen schwermüthigen Blick zu mir hinüber und folgt sehnsüchtig den blauen Dampfzügen meiner Cigarre. Denn den Konstabler ist ein passionirter Raucher. Aber die Rauchfreiheit, die mährerrungene blaue Göttin, ist für ihn allein in Berlin nicht vorhanden. Er sucht in seinen Taschen mit dem Ausdruck eines Menschen, dem plötzlich ein Einfall kommt — mein Mann ist ein Schnupfer, ich weiß es aus früheren Beobachtungen —, aber, o Mißgeschick! er hat die Dose vergessen, und die suchende Hand bringt aus der Rocktasche nur ein Cigarren-Etui zum Vorschein, dessen Besitz in diesem Augenblick seine Entsagungs-Qualen nur noch zu vermehren geeignet scheint. Mit einem leisen Stoßseufzer senkt er es wieder zurück in die dunkle Verborgenheit seiner Amtstracht, drückt den numerirten runden Hut mit dem weißmetallenen großen lateinischen D fester auf das kummervolle Haupt, und beginnt in einem Anfälle von Ver-

zweiflung seine Wanderschaft hin und her auf dem Trottoir. Am Ende desselben bleibt er regelmäßig stehen. Doch außer einem schon mehrmals gelesenen Auktions-Zettel und einigen Vergnügungsaufforderungen nach Villa Colonna ist kein Plakat, dessen Lectüre ihm Unterhaltung böte!

Aber der Drang nach Vergnügen und Unterhaltung ist stark in der menschlichen Brust, besonders an einem Sonntag-Nachmittage, bei hellem Frühlings-Sonnenscheine, selbst für einen Berliner Konstabler. Einen Augenblick denkt er zurück an die Zeiten, wo er freilich noch nicht 20 Thaler Monatsgehalt und eine Staatsanstellung, wohl aber seinen kleinen Gemüse- und Milchhandel und seine menschliche Freiheit besaß, wo er am Sonntag-Nachmittag nicht in der einsamen **straße wie ein Eremit auf dem Trottoir auf und ab zu wandern brauchte, sondern gemüthlich daheim mit Weib und Kind am Kaffeetische saß, oder in Begleitung der Seinen nach den „Zelten“ zog, um dort seine „kühle Blonde“ zu trinken und über die Politik seine Ansichten auszusprechen, so gut wie sein Nachbar, der Wahlmann. Aus diesen traurigen Betrachtungen, denen er sich einen Augenblick hingiebt, erweckt ihn plötzlich ein unerwarteter Anblick. Ein Strahl von Freude fliegt über seine von einem blonden Barte (fast alle Konstabler sind langbärtig wie römische Kapuziner) umbuschten Gesichtszüge, deren vorherrschender Ausdruck civilistischer Gutmüthigkeit in scharfem Contraste steht mit dem martialischen, straff geknüpften, furchtgebietenden Habitus der vormärzlichen blaugrauen Wahrer der öffentlichen Ordnung. Mein Konstabler steht still und schaut gespannten Blickes in eine kleine dunkle Quergasse. Er lächelt, er ist vergnügt, er hat eine Unterhaltung gefunden. Eine alte Kage spielt mit zwei jungen vor der Thüre eines kleinen Hauses der Quergasse, welche ein Kinnstein in der Mitte durchzieht. Sein Auge folgt den poffenhaften Sprüngen und Bewegungen der kleinen Bestien, welche von ihrer Frau Mama augenscheinlich Unterricht im Mäusfangen erhalten. Es sind junge angehende Konstabler, welche von einem alten in ihrem Geschäfte unterrichtet werden. Kein Glück kommt allein, heißt's im Sprüchwort. Hinter der nahen Kirche her erschallt lautes Ge-

schrei. Der Konstabler und seine vierfüßigen Kollegen spitzen die Ohren. Ein Rudel Kinder kommt mit einer Fahne von schwarz=roth=goldenen Papier mit rothen Federn auf weißen Papierhüten anmarschirt. Der Konstabler hat embarras de richesse an Unterhaltung. Kinderaufzüge, selbst bewaffnete, wie dieser, sind noch nicht verboten. Aber ach! die Freude ist von kurzer Dauer. Unter den jungen Deutschen entsteht Zank. Ein rothmüzigiger Bube — offenbar ein durch sein Geschäft im Jahre 1848 „entsittlichter“ fliegender Buchhändler — entreißt dem Fahnenträger die Fahne. Der Kampf der rothen Republik gegen den schwarz=roth=goldenen Constitutionalismus bricht in Puffen aus. Der „Rothe“ muß fliehen, die Schaar der Verfolger stürzt ihm nach in die Quergasse, vorbei an dem Konstabler, und im Umsehen sind seine beiden Vergnügungen zerstoben — und er ist wieder allein mit sich selbst. Die Sperlinge zwitschern heiter auf den Dächern — sie haben offenbar auch Sonntag, nur der Konstabler hat keinen. Sein Gemüth verbittert sich augenscheinlich mehr und mehr mit jeder Viertelstunde, und es kommt mir vor, als sehne der sonst gutmüthige Mann ordentlich einen Krawall, eine Störung der öffentlichen Ordnung durch einen Betrunknen oder durch sonst irgend etwas herbei, um nur der tödtlichen Langeweile seiner amtlichen Eckenstehererei zu entfliehen.

Ich trete wieder an's Fenster. Mein Konstabler ist verschwunden. Ist er abgelöst worden? Hat er einen Versuch gemacht, in dem nahen Kaffee- und Bierkeller einen Moment der Unterhaltung zu suchen? Ich weiß es nicht. Aber seine Zeit ist noch nicht um, das lehrt mich ein Blick auf meine Uhr. Ich kann dem Drange nicht widerstehen, mich nach ihm umzusehen. Eine leise Ahnung, welche sich an das aus der Tasche gezogene Cigarren=Etui anlehnt, bringt mich zu einer Vermuthung. Die Thüre des Bitters, welches die eine Seite der Kirchenumgebung gewöhnlich verschlossen hält, scheint nur angelehnt, nicht verschlossen. Ich trete hinein, und richtig — in der Ecke eines Strebepfeilers steht mein Mann und versucht vergeblich, sein letztes Streichholz an der feuchtkalten Mauer zu entzünden. Indem er es bei meinem Anblicke fallen läßt, reiche ich

ihm höflich meine brennende Cigarre. Er sieht mich halb verlegen, halb ärgerlich an — einen Augenblick schwankt er sichtbar. Die im Rockschöße verborgene Cigarre macht Miene, hervorzukommen. Aber es ist nur ein Moment. Im nächsten ist der Mensch überwunden, der Konstabler hat über ihn gesiegt, und mit einem schweigend ablehnenden Schütteln des Hauptes wendet er seinem gehofften Freudenwinkel den Rücken und kehrt zur Straße zurück, um seine unterbrochene Thätigkeit wieder aufzunehmen, bis die Stunde seiner Erlösung schlägt.

Armer Konstabler! Doch warum giebt sich ein Mensch, der — nach Schiller — frei geschaffen, frei ist, dazu her, unter einem von Manteuffel und von Hinkeldey (der Bürger kann nicht stolz genug darauf sein, daß solche Leute von Adel!) Konstabler zu werden!

Das Theater-Lese-Comité in Paris.

Früher gab es bei allen Theatern ein Lese-Comité, dessen Machtspruch der Dichter sein Werk unterwerfen mußte. Diese Einrichtung wäre vortreflich gewesen, bemerkt das „Magazin des Auslandes“, wenn man einen Verein von wohlunterrichteten, unparteiischen und gewissenhaften Richtern gebildet hätte: allein, durch welches unerhörte Privilegium hätte sich das Theater in Besitz solcher einer Fundgrube von Talenten und Tugenden setzen können, die sonst überall als die höchste Seltenheit bewundert werden?

Das Lese-Comité war seit seiner Begründung nur ein willkommenes Organ für Gönnerchaften und eine Quelle der Gewinnsucht. Um sich ihren Actionären angenehm zu machen, gaben die Directoren ihnen einen Platz in diesem Tribunal, und so erfüllte sich dasselbe, anstatt mit belese- nen Kunstrichtern, mit Rentiers und Kaufleuten. Für jede Sitzung zahlte die Direction den Mitgliedern zwanzig Franken; somit hatte die Regierung ihren Günstling gebührend belohnt.

Die Sitzungen selbst boten größtentheils mehr

Humor, als das genialste Vaudeville, welches in ihnen verlesen wurde.

Zur festgesetzten Stunde war der Saal für die Sitzung eingerichtet. Die für die Richter bestimmten Lehnstühle waren im Halbkreise um einen ungeheuren Tisch geordnet, der mit Dintenflecken besternt war, und über dem eine große Lampe hing. Den Richtern gegenüber, erwartete ein einzelner Stuhl den Leser.

Der Leser ist der Einzige, der voll Erwartung zur bestimmten Stunde eintrifft; er kommt sogar einige Minuten früher, wie ein angehender Liebhaber zum Rendezvous. Das Manuscript unter dem Arme, geht er mit langen Schritten und pochendem Herzen auf und nieder, und die Hoffnung auf Annahme, die Furcht vor Zurückweisung des Gedichtes führt ihm hundert neue Lust- und Trauerspiele an der Seele vorüber.

Ein kurzer behaglicher Alter langt zuerst an; er summt eine Melodie aus der letzten komischen Oper, und wie er den öden Saal sieht, bricht er in den kurzen Monolog aus, der wie ein Stoßseufzer klingt: „Meine Kollegen, wie immer, noch nicht da? Wehe, daß sich die Sitzung nur nicht der Richter wegen zerschlägt!“ — Man findet diese Besorgniß verzeihlich, wenn man weiß, daß Herr B. kein anderes Einkommen hat, als die zwanzig Franken, die ihm für jede Sitzung werden. Der Verfasser dreier Strophen zu Ehren Ludwig's XVIII. vor den hundert Tagen, hätte er nach der Rückkehr Napoleon's von Elba verfolgt werden können; doch es geschah nicht. Bei der zweiten Wiedereinsetzung der Bourbonen verlangte er den gebührenden Lohn für seine Treue; er forderte die Concession zu einer Tabakshandlung, man gab ihm einen Platz im Lese-Comité.

Herrn B's. Stirn entwölft sich nach einer Stunde banger Erwartung. Seine Kollegen langen nach und nach an.

Der Erste tritt sehr mißgelaunt ein: „Wissen Sie, daß unsere Kasse täglich leerer wird? Wir sind nicht streng genug bei der Annahme neuer Stücke. Gestern nur siebenhundert Franken; es ist entsetzlich!“ Dies ist Herr D., Hutmacher und Theater-Actionär.

Der Zweite scheint nicht im glücklicherem Humor: „Wer konnte das ahnen? Die Wechsel auf

N. sind um hundert Centimen gesunken. Seit dem Beginn dieses Monats gelingt mir kein Geschäft. Ach, diese Vaudevillisten, wie glücklich sind sie! Beim Champagner reimen sie ihre Poffen, und ihre Stücke mögen gut oder schlecht sein, Etwas tragen sie immer ein.“ Dies ist Herr B.; er macht Wechselgeschäfte und ist Theater-Actionär.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ tritt ein Dritter ein; „eine höchst wichtige Verathung hat mich bei einem Kranken zurückgehalten, der ohne Zweifel die Nacht nicht überleben wird. Ach, ich verliere einen werthen Gönner in ihm.“

„Ich, meine Herren, habe eine Escorte commandirt. Fünf Stunden zu Pferde bei unausgesetzten Regengüssen! Das heißt sich mannhaft zeigen. O, ich bin halb todt.“

Jeder bringt seine Entschuldigung, und zeigt in derselben, wie herrlich er zur Prüfung poetischer Werke gestimmt ist. So wie die Versammlung vollzählig erscheint, rührt der Präsident die Klingel, und die Sitzung beginnt.

„Wie viele Stücke haben wir heute zu hören?“ fragt ein Mitglied. — „Drei.“ — „Und wer sind die Verfasser?“ — „Keiner hat sich genannt.“ — „Dann hätte man uns die Unbequemlichkeit des Herkommens sparen sollen. Man verfährt bei der Gewährung der Leseprobe zu wenig streng.“

„Still, still, urtheilen wir nicht, ehe wir gehört haben!“ fällt Herr B. ängstlich ein, der noch immer an die Möglichkeit glaubt, daß die Sitzung nicht zu Stande kommt. „Wie oft haben wir es erlebt, daß junge unbekanntere Männer uns Stücke brachten, die herrliche Kasse machten.“ — „Selten, selten! Doch im Grunde ist es nicht unmöglich.“

Der Verfasser des zuerst eingeschriebenen Stückes tritt ein, grüßt ehrfurchtsvoll, setzt sich zitternd, entwickelt sein Manuscript und fängt mit unsicherer Stimme zu lesen an. Nach der letzten Strophe seines Vaudevilles wiederholt er seine tiefen Verbeugungen und zieht sich zurück.

„Nun, meine Herren,“ beginnt der Präsident, „was halten Sie von dem Stücke?“ — „Es ist nicht ganz ohne Werth,“ antwortete Herr B. — „Doch es ist sehr schwach,“ murmelte Herr D. — „Sagen Sie, es ist entsetzlich,“ fügt Herr B. hin-

zu. — „Was mich betrifft,“ läßt sich der vierte Richter, Herr Benoit, vernehmen, „ich stimme gegen das Stück, weil es in einem Garten spielt. Die Stücke, welche in Gärten spielen, sind zu naiv und gefallen selten.“ — „Und Sie, Herr Xavier, was urtheilen Sie?“ — „Ich,“ antwortete Xavier, indem er seine von Brillant- ringen bligende Hand zwischen die halb aufgeknapfte Weste schiebt, „ich dringe darauf, das Stück zurückzuweisen, weil es keine Rolle für Demoiselle Karoline enthält.“

Die Stimmen werden gezählt, und man findet, daß das Stück einstimmig zurückgewiesen ist.

Es folgt die zweite Vorlesung. Dieses Stück ist unglücklicherweise in drei Akten geschrieben, und hält die Richter somit sehr auf, die heute noch andere Geschäfte vorhaben. „Schwach,“ „mittelmäßig,“ „entsetzlich,“ sind nach beendigter Lesung die drei ersten Urtheile.

„Was mich betrifft,“ sagt Herr Benoit, ich stimme gegen das Stück, weil es in einem Salon spielt. Die Stücke, welche in Salons spielen, sind frostig und reussiren selten.“ — „Und Sie, Herr Xavier?“ — „Ich? ich halte es für unmöglich, daß ein Stück Glück macht, in dem Demoiselle Karoline keine Rolle hat.“

Das zweite Stück theilt das Loos des ersten.

Beim Beginn des dritten entschlummert das Comité, sanft gewiegt von der monotonen Stimme des Lesers. Sobald diese nicht mehr summt, erwachen die Richter; keiner läßt sich merken, daß ihm etwas Menschliches passiert ist. Der Hut- maker, der Wechselr, der Arzt und der Kriegsheld bleiben unerschütterlich bei ihrer Achts- erklärung.

„Was mich betrifft,“ sagt Herr Benoit, „ich stimme gegen das Stück, weil es in einem Balaste spielt; die Stücke, welche in Balästen spielen, sind zu anspruchsvoll und gefallen selten.“ — „Und Sie, Herr Xavier?“ — „Ich verwerfe es unbedingt. Ich begreife nicht, wie ein Autor glauben kann, auch nur das geringste Talent zu besitzen, wenn er nicht einmal versteht, für Demoiselle Karoline, die Perle unsers Theaters, eine Rolle zu schreiben.“

So ging es im Lese-Comité her. Dergleichen triftige Gründe entschieden über das Schicksal der

Dichter und Gedichte. Doch es gab Mittel und Wege genug, diese Herren zu gewinnen. So hatte es ein junger Dichter durch List so weit gebracht, Herrn B. Schuldner zu werden. Als- bald präsentirte er sich dem Comité mit Manus- kripten beladen. „Bewirken Sie die Annahme meiner Stücke,“ sagte er zu B., „von ihr hängt es allein ab, daß ich Sie bezahle. Ich habe kein Geld und keine andere Aussicht, Geld zu bekommen.“ B. versprach den Mitgliedern des Comité's Gegengefälligkeit; des jungen Dichters Arbeiten wurden angenommen, und er ist gegenwärtig einer unserer geachtetsten Schriftsteller.

Ein Verfasser, der in der Mode war, stand über den Launen des Comité's. Rougemont behandelte dasselbe, wie es ihm eben gefiel; er improvisirte vor ihm bisweilen ein Vaudeville, indem er ein Heft weißes Papier in der Hand hielt und that, als ob er läse.

Théaulon trat einst vor ein Comité, welches sehr übel gelaunt war. Er schlug sein Manus- kript auf und las den Titel: „Die Gefangene des alten Thurmes, Drama in zwei Akten.“ Die Richterschaft konnte ein leises Murmeln nicht unterdrücken. „Gefällt Ihnen dieser Titel nicht?“ fragte der Verfasser. — „Wir stoßen uns nicht sowohl an den Titel,“ begann der Präsident ruhig, „die Dramen haben in neuester Zeit kein Glück gemacht; wir könnten Ihnen fünf bis sechs aufzählen, die sämmtlich durchgefallen sind. Das Publikum will erheitert sein.“

„Weiter nichts?“ lächelte Théaulon, indem er gelassen sein Manuscript wieder in die Tasche steckte, und ein anderes hervorzog. „Der Weise ist für jedes Schicksal vorbereitet: Die Husaren, Vaudeville in einem Akt.“ Das Stück war sehr nett, und wurde mit Akklamation angenommen.

Coupiigny ist eine von den Gestalten, die in den Lese-Comités sich mit dem größten Ansehen bewegt haben. Ein leidenschaftlicher Fischer, versäumte er die Sitzung oft, weil seine Angel noch immer leer geblieben war; ein eben so eifriger Pfleger seiner Leiblichkeit, verlor er seine zwanzig Franken oft, weil er eine gute Mahlzeit nicht verlieren wollte. Ja, er war ein geistvoller Mensch und ein lebenswürdiger und gesuchter Tischgenosse. — Als Freund Talma's hoffte

er in des großen Tragikers Testament gesetzt zu werden; doch Talma starb, und von Coupigny war im Testamente nichts zu lesen. Da rief er in seiner Enttäuschung vor zahlreichen Zeugen aus: „Wie, selbst nicht ein kleines Legat? Ein Mensch, bei dem ich zwanzig Jahre lang wöchentlich zwei Mal gegessen habe! Welche Undankbarkeit!“

Zur Zeit nun, als Coupigny bei Talma speisete und zum Lese-Comité am Theater der Rue de Chartres gehörte, trat ein junger Mann auf, der reich und geistvoll war, doch die unglückliche Leidenschaft hatte, Baudeville's zu schreiben. Derselbe ist längst von diesen jugendlichen Irrthümern zurückgekommen; er hat sich dem strengen Dienste der hohen Politik gewidmet und ist gegenwärtig ein geachteter Staatsmann.

Der junge Autor, in seiner Ungeduld, sich auf den Brettern zu sehen, beschloß, den Mitgliedern des Comité in ihren Schwächen zu schmeicheln. Er kannte Coupigny's Liebhabereien: die Fischerei und die guten Mahlzeiten. Er lud ihn ein, führte ihn in seine herrlichen Besitzungen in der Nähe von Paris, zeigte ihm seine großen Teiche und einen Bach, der von Fischen wimmelte, und sagte schließlich: „Ich gebe Ihnen volle Freiheit, in meinen Gewässern zu fischen, und bitte, daß Sie mich zu Mittag besuchen, so oft es Ihre Zeit erlaubt.“ Von diesem Augenblicke an war Coupigny für die Baudeville seines jungen Gönners entzückt, der dem gesammten Lese-Comité mehre glänzende Bankette gab. Seine Stücke wurden aufgeführt, und was war ihr Geschick? — Werfen wir einen Schleier über die Vergangenheit eines Staatsmannes.

Doch eines Tages las der Abgott des Comité's ein Stück von mehr als gewöhnlicher Mitteilmäßigkeit. Der Titel desselben war: Karl XII. bei Pultawa. Nach geschlossener Vorlesung waren die Richter in größter Verlegenheit.

„Das können wir nicht annehmen,“ sagten sie, „doch wir können einen Mann, der uns mit Freundlichkeiten überhäuft, nicht beleidigen.“

„Einen Mann,“ setzte Coupigny hinzu, „der einen so ausgezeichneten Koch hat und so herrliche Karpfen.“ Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Meine Herren, überlassen Sie die An-

gelegenheit mir; ich verpflichte mich, sie zur Befriedigung beider Theile zu ordnen.“

Der Autor wurde gerufen, und Coupigny begann:

„Mein Herr, Ihr Stück ist voll des höchsten Interesses, es enthält eine feingegliederte Behandlung, einen lebendigen, geistvollen Dialog und eine wahrhaft unerhörte Gewandtheit. Es zeigt unbedingt von bedeutendem Talent... doch leider... der Stoff ist so groß, so überwältigend, unsere Kräfte so gering; wir wollten nicht, daß Sie sich der Gefahr eines zweifelhaften Erfolges aussetzen. Unser Theater bedarf für den Augenblick einer Arlequinade. Laporte hat das Publikum lange nicht in einer neuen Rolle begeistert. Wir hatten beschlossen, das erste Stück, welches wir annehmen, solle für ihn bestimmt sein. Darum, wären Sie vielleicht geneigt, sich den Wünschen des Theaters zu fügen und Ihr herrliches Schauspiel als Arlequinade für Laporte zu arrangiren? Sie haben zu viel Geist, als daß es Ihnen nicht möglich sein sollte. Nach dieser kleinen Aenderung muß Ihr Stück unfehlbar den größten Effekt machen.“

Coupigny sprach diese Worte mit dem tiefsten Ernste. Der junge Autor ging auf den Vorschlag ein, und bald darauf erschien seine Arlequinade. Nach solchen Mißbräuchen mußten die Lese-Comité's natürlich eingehen.

Eugen Guinot.

Aus New-York.

Die italienische Oper hat schon vor vier Wochen aufgehört zu sein, in Folge des schlechten Besuches. Revolution haben wir auch gehabt, und eine so unsinnige, wie sie kaum denkbar ist. Eine englische Schauspielergesellschaft nemlich, welche im sogenannten Astor Opernhause (ein Versammlungsort der Geldaristokratie) Vorstellungen gab, zählte zu ihren Mitgliedern einen gewissen Macready, ersten Helden für die Shakespeare'schen Schau- und Trauerspiele. Derselbe ist der gefährlichste Rivale des hier anwesenden

amerikanischen Schauspielers Forest. Zu Gunsten des letzteren wurde nun Macready gleich am ersten Abende nicht nur ausgepöfien, sondern mit faulen Äpfeln und dergleichen Eiern beworfen. Als diese Munition nicht mehr langte, mußten auch Stuhlbeine und sogar ganze Stühle herhalten, welche von der Gallerie ganz gemüthlich auf die Bühne spazierten. Natürlicherweise hatte unter solchen Umständen die Vorstellung gleich ein Ende. Den folgenden Tag wurde dieselbe Vorstellung (Macbeth) wieder angekündigt, und forderte Macready durch große Plakate alle seine Landsleute, die Engländer, auf, ihn gegen die Ungerechtigkeit des amerikanischen Publikums zu schützen. Natürlich war schon 3 Stunden vor Beginn der Vorstellung das Haus in allen seinen Räumen gefüllt. An 300 Konstabler hatten sich unter das Publikum vertheilt, und wurde dadurch auch die Ruhe im Innern des Hauses so lange aufrecht erhalten bis die Tausende, welche das Haus von Außen belagerten, anfangen, mit Steinen durch die Fenster zu werfen. Dies war das Signal für die im Innern des Hauses, welche gleich ganz gemüthlich ein lustiges Feuer anlegten, welches von Seiten der Konstabler mit genauer Noth gedämpft wurde. Die Vorstellung hatte natürlich wieder ihr Ende erreicht, und hörte man schon von Außen einzelne Flintenschüsse fallen. Zur Vorfrist war Bürgermilitär aufgestellt worden, welches aber vom Pöbel auf die gräulichste Weise verhöhnt wurde. Nachdem schon einige Individuen des Militärs durch Flintenschüsse sowohl als auch durch Steinwürfe verwundet worden waren, ließ der Kommandant die Aufruhr-Acte verlesen, und da sich hierauf der Pöbelhaufen nicht zerstreuen wollte, Feuer auf denselben geben. Augenblicklich sind 13 Personen todt geblieben, einige 60 aber wurden verwundet. Da fuhren sie mit Geheul auseinander und in 5 Minuten war Niemand außer den Todten und Schwerverwundeten auf dem Plage. Bis heute ist die Zahl der Todten schon auf 19 gestiegen. Den darauffolgenden Abend wurden zwei Batterien aufgeföhren, und 3 Bürger-Regimenter umstellten das Opernhaus. Eine Anzahl Neugieriger versammelte sich wieder, nachdem aber die Aufruhr-Acte verlesen war, entfloh Alles mit obligatem Geheul. Diese Auftritte

passirten am 9. und 10. Mai. Sonntag aber, als am 13. hieß es, würde die Geschichte ernstlicher werden, und wurde demnach das ganze Bürgermilitär aufgeboten, und beordert zu Hause zu bleiben, um auf ein Zeichen mit der Glocke in City Hall sich augenblicklich auf ihren Versammlungsorten einzustellen. Ein vom frühen Morgen bis spät in die Nacht dauernder Regen aber brachte die Sache ohne Blutvergießen zu Ende. Starke Patrouillen durchkreuzten die Nacht hindurch die Stadt in allen ihren Theilen, und die Ruhe wurde nicht mehr gestört. Was ein ehrlicher Plagregen, vom lieben Herrgott zur rechten Zeit geschickt, nicht Alles vermag! —

Die Einwanderung ist in diesem Jahre ungeheuer, die Zahl der Einwanderer kommt oft an einem Tage so hoch, wie in den früheren Jahren in einem Monate. So sind z. B. am 2. Mai in New-York allein 7000 Einwanderer angekommen. In den übrigen Häfen, als: Boston, Philadelphia, New-Orleans u. s. w. rechnet man zusammen mindestens eben so viel. Ich sehe täglich Hunderte solcher Einwanderer, indem wir sehr nahe an einer der Straßen wohnen, wo diese Unglücklichen untergebracht werden. Wer aber solches Elend nicht gesehen, der ist außer Stande, sich einen Begriff davon zu machen. Die meisten dieser Armen kommen ohne einen rothen Heller in New-York an, und haben ja Einige noch geringe Mittel, so werden sie von den sogenannten deutschen Agenten darum betrogen. Da stehen sie nun rathlos unter kalten und herzlosen Menschen, der Sprache nicht mächtig, die Meisten noch mit einem Haufen unmündiger Kinder belastet, und wissen nicht was sie anfangen sollen. Ich habe solchen Jammer gesehen, wie ich mir ihn nicht möglich dachte, und wer die größte Armuth und das größte Elend sehen will, der muß nach Amerika kommen, und diese armen unglücklichen Geschöpfe sehen, welche vom Heimweh geplagt im tiefsten Elende gleichsam verkümmern. Wie ist es denn möglich, daß in einem so schönen Lande, wie Amerika, so viel Jammer und Elend existirt? Wenn ich nur etwas von Landwirthschaft verstünde, so würde mich Nichts bewegen können, Amerika zu verlassen, denn es ist wahrhaft ein Wunderland. Schon Ende April kamen

die reifen Ananas aus den südlicher gelegenen Staaten hier an, und sind dieselben nicht etwa in Treibhäusern, sondern unter freiem Himmel gereift. Die Ufer des Hudson sind vielleicht die schönsten in der Welt, wenigstens halten die Rhein- und Donau-Ufer keinen Vergleich mit ihnen aus. Landschaften, so lieblich, wie ich sie noch nie gesehen, hunderte von reizenden Villen erblickt das Auge, und dazu die Majestät des mächtigen Stromes, es überkam mich, ich konnte nur anbeten den Meister dieser Zauberwelt. Einen Mangel nur haben die Ufer des Hudson, es fehlen ihnen die Ruinen, diese übriggebliebenen Zeugen der Vorzeit, welche den Reiz einer Landschaft so ungemein erhöhen. Lieblicher aber, ich möchte sagen, himmlischer sind die amerikanischen Landschaften, namentlich die am Hudson gelegenen, romantischer sind die des Rheins. New-York gegenüber, der offenen See aber näher gerückt liegt eine reizende Insel, Staaten Island. Dieselbe hat einen Umfang von 14 deutschen Meilen, und kann ich mir keinen reizenderen Sommeraufenthalt denken. Die vornehmsten Deutschen besitzen dort Villen, oder sie mietben sich Wohnungen für den Sommer allda. Wie gesagt, schön! sehr schön ist Amerika, aber um so unschöner sind seine Bewohner.

Feuerlösch-Anstalten in London.

Wie England so manche ausgezeichnete Institutionen dem Schaffungsgeiste des ehemaligen Premier-Ministers, Sir Robert Peel, zu verdanken hat, so gebührt diesem auch das Verdienst der jetzt in London stattfindenden Polizeiverwaltung und der Feuerlösch-Anstalt. Beide Institutionen stehen unter dem unmittelbaren Befehle der Magistrats-Behörden, welche im Bereiche der acht verschiedenen Stadtbezirke in einem Sitzungshause die öffentliche Gerichtsbarkeit selbstständig ausüben, und von der Regierung gewählt und besoldet werden. Jeder einzelnen Magistrats-Behörde steht eine der acht Abtheilungen der Feuerlösch-Anstalt zu Gebot, welche eine Feuer-Brigade bilden, und

unter der Direction von drei Ober-Ausssehern geleitet wird, die wiederum von denen, in den einzelnen Stadtbezirken, in den sogenannten Stations-Häusern, wohnenden acht Polizei-Inspectoren vertreten werden. Der Aufenthaltort der Abtheilungs-Mannschaften, sowie das Lokal für die Feuerlöschapparate ist theils im Sitzungshause selbst, oder in den Stationshäusern. Jede Abtheilung der Feuerlöschanstalt besteht aus einem Spritzenmeister und acht Mann, welche mit einem feuer- und wasserdichten Anzuge und einem Feuerhelm bekleidet sind, und sowohl den Sprizendienst verrichten, als auch die erforderlichen Handhabungen in dem vom Feuer ergriffenen Hause leisten, nöthigenfalls aber auch von denen in jedem Stadtbezirke aus 50 Konstablern bestehenden Mannschaften abwechselnd unterstützt werden. Bei dem Ausbruch einer Feuersbrunst ist der betreffende Hauseigentümer, bei einer Strafe von 5 Pf. Sterl. im Unterlassungsfalle, verpflichtet, darüber sofort Anzeige bei dem Polizei-Inspector im Stationshause zu machen, wofür der Ueberbringer 1 Schilling Belohnung bekommt. Die im Stationshause stets angeschirrt bereitgehaltenen Pferde werden alsdann vor den Spritzenwagen angespannt, auf dem sich der Spritzenmeister nebst der Mannschaft befindet, und sie begeben sich im Carriere nach dem betreffenden Orte. Eine Belohnung von 1 Pf. Sterl. erhält die Mannschaft derjenigen Abtheilung, welche zuerst an Ort und Stelle des Feuers angelangt und thätig war, und sollte es vorkommen, daß diese Mannschaft zu einer anderen Stadtbezirks-Abtheilung gehörte, als worin sich ihr Dienstbereich erstreckt, so erhält sie eine Belohnung von 2 Pf. Sterl., mithin den doppelten Betrag. In solchem Falle muß der betreffende Revier-Polizei-Inspector und die Feuermannschaft 1 Pf. Sterl. Versäumnisstrafe erlegen, und wird diese Disciplinarstrafe in den Tagesrapport aufgenommen, welcher sowohl an die Magistratsbehörde, als auch an die Polizei-Oberbehörde, die Commissioners of the police force täglich abgestattet wird. Der betreffende Polizei-Inspector, wenn an den Ort des Feuers angelangt, hat dafür Sorge zu tragen, daß 1) alle Straßenzugänge dem Publikum durch eine Chaine der Konstabler abgesperrt werden; 2) daß alle Einwohner aus dem Hause

entfernt, und genau erforscht werde, ob irgend ein Individuum daselbst vermißt oder in Lebensgefahr bemerkt wird; 3) daß alles Eigenthum, soviel nur irgend zulässig ist, erhalten und unter Begleitung von Konstabler in Sicherheit gebracht wird, sowie, daß beschädigte Personen in dem ressortirenden Hospital oder in der zunächst gelegenen Dispensir-Anstalt (Dispensary) sofortigen ärztlichen Beistand erhalten, zu deren Aufnahme selbst jeder Apotheker nöthigenfalls verpflichtet ist; 4) dem Inspector liegt ferner ob, wo möglich die Ursache des Feuers zu ermitteln und eine Anzeige darüber an die betreffende Feuer- und Lebensversicherungs-Gesellschaft zu machen; 5) derselbe muß darüber wachen, daß der hinreichende Zufluß des erforderlichen Wassers entweder durch eine Saugeröhre, oder vermittelst einer Wassergasse durch Konstabler gebildet wird, der Art, daß auf der einen Seite die gefüllten, auf der anderen Seite aber die leeren Eimer durch die Konstabler von Hand zu Hand befördert, und daß alle Vorrichtungen taktmäßig und ohne Lärm erfolgen; 6) ist es ihm zur Pflicht gemacht, unter keinen Umständen den Ort des Feuers eher zu verlassen, als bis er sich von dem Erlöschen desselben nach Angabe der Spritzenleute persönlich überzeugt, und das Haus und die geretteten Effekten mit wachhabenden Konstablers gesichert hat. Die Apparate der Feuerlösch-Anstalt bestehen in Aexten, Beilen, Schaufeln, Brechstangen und Feuerleitern, welche sich mit Spritzen-schläuchen theils auf dem Spritzenwagen selbst, theils im Besitze der Feuerleute, theils auch auf einem besondern Laffetenkarn befinden. Die Gewinde oder Schrauben, welche sich an den Schläuchen befinden, sind bei allen Abtheilungen genau übereinstimmend angefertigt, so daß deren Länge nach Erfordern von jedem einzelnen Spritzenwagen zusammengeschaubt werden können; im Falle, daß einer dieser Schläuche sich nicht wasserdicht, oder als sonst unbrauchbar zeigen sollte, hat der Spritzenmeister eine Geldbuße von 1 Pf. St. zu zahlen. Sollte einer der Spritzenleute, oder ein Konstabler bei einer solchen Gelegenheit sich im trunkenen Zustande befunden haben, so ist seine sofortige Entfernung aus dem Dienste die Folge. Ueberhaupt geht jeder Polizeibeamte, wenn er mit einer vom Magistrate ihm zuerkannten Geldstrafe belegt

worden ist, seines Dienstes verlustig. — Außer dieser Feuerlösch-Brigade hat sich seit drei Jahren eine Privat-Gesellschaft unter der Benennung: „Royal fire Association“ (Königliche Feuer-Gesellschaft) gebildet, welche durch freiwillige Beiträge des Publikums unterhalten wird und unter fast ganz ähnlichen Prinzipien der Feuer-Brigade hilfreich zur Hand geht, welche die Mannschaften militärartig lohnt und kleidet, und in deren Besitze sich alle bisher als zweckdienlich bewährte Rettungsapparate befunden, um irgendwo dem Feuertode eines Individuums vorzubeugen. Außer Erhöhung des Soldes wird jedem Beamten, der sich besonders thätig und umsichtig gezeigt, oder durch den eine Lebensrettung stattgefunden hat, eine goldene oder eine silberne Medaille als Belohnung zu Theil, und wenn ein solcher Beamter dadurch selbst eine solche Körperbeschädigung, oder Gesundheitsverletzung erlitten hat, daß derselbe dienstunbrauchbar geworden, so erhält er eine lebenslängliche Pension. Aus diesen Bestimmungen ist zu ersehen, welches große Gewicht die Regierung und das Publikum auf die zweckmäßige Handhabung dieser Feuerlösch-Anstalten legt, zumal da den Todtenschaurichtern seit einem Jahre auch noch die Befugniß zugestanden worden ist, jede Ursache eines stattgefundenen Feuers oder eines verdächtigen Banquerouts zu untersuchen.

Bündeln.

Von J. F.

Die Mitglieder des Treubundes in Berlin, an denen das Gute, daß sie ihren tiefen Servilismus offen zur Schau bringen und es verkünden: Wir sind Knechte und wollen Knechte sein! tragen als Abzeichen ihres Bediententhums die schwarz-weiße Kokarde. Sie sollten auch noch einen Strick oder eine Kette um den Hals tragen, womit sie andeuteten: Wir sind gebunden, unser Herr kann uns führen, wie und wohin er will! — Unrecht ist es aber, daß sie den Wahlspruch haben:

Mit Gott für König und Vaterland. Das Vaterland ist bei ihnen übrig. Sie thun lediglich Alles, um die Macht des Thrones zu befestigen, und ginge darüber ihr Vaterland, gingen alle Vaterländer der Welt darüber zu Grunde. Auch hat der Sklave kein Vaterland. Nur der freie Mann hat ein Vaterland. Söldner und Schergen müssen gehorchen, schlachten unter dem lügenhaften Mord-Privilegium des Krieges, wo die Freiheit ihren Despoten gefährlich zu werden droht. Söhne eines Vaterlandes erheben aber nicht die Waffen gegen Söhne eines anderen Vaterlandes, und sie würden lieber die Waffe gegen ihre eigene Brust kehren, lieber in Ketten und Banden ihren freien Willen behaupten, als sich gar zu Henkersknechten gegen die Söhne ihres eigenen Vaterlandes mißbrauchen lassen.

* * *

Sollte Deutschland frei werden, Preußen würde sich von Deutschland losagen, um, wenn es sein müßte, unter russischen oder gar türkischen Schutz sich zu begeben und geknechtet zu bleiben. Und stürben alle Tyrannen aus, gäbe kein Mensch sich mehr dazu her, Tyrann zu sein, Preußen würde einen Tyrannen in Spiritus aufbewahren, ihn auf den Thron stellen und sich auf die Kniee werfen vor diesem faulen Throninhaber, den wenigstens mehr Spiritus umgäbe, als um alle verantwortlichen und unverantwortlichen Ministerien seiner Vorgänger verspürt wurde. Man hatte Hoffnung, in unserer Jugend würde ein Geschlecht heranblühen, der Freiheit bedürftiger und würdiger. Aber unsere Schullehrer aller Grade, den Troß der Universitäts-Professoren nicht ausgenommen, wissen, daß sie unter Aufsicht der Regierung stehen. Sie wissen, daß die Regierung Zulagen, Beförderungen, Titel, Orden austheilt. Und was ist einem Professor der Astronomie der ganze Himmel voll Sterne, der über die Jämmerlichkeiten und Kleinlichkeiten des albernem Alltagslebens hinausführen sollte, was ist ihm ein solcher Himmel gegen ein Sternchen des rothen Adlerordens vierter Klasse am Knopfloch. Ja, wären unsere Gelehrten wirklich Wissende! Der Gelehrte kann ein Narr sein, und ist es sehr oft; der Wissende ist der Weise. Diese unsere Lehrer

wissen die Jugend, deren Gemüth und Geist wächsern, zu formen nach dem Wohlgefallen des von Gottes Gnaden, der ihr Gott ist, welcher ihnen Gnaden erweisen kann. Man läßt in den Schulen avanciren, versetzt, theilt Lobsprüche und Belohnungen aus, nach dem Grade der Preußenthums-Verknechtung, welche die Jungen nachäffen und nachpapageien. Im alten Griechenland und Rom waren Sklaven Erzieher freier Männer; hier sind die Männer der freien Künste und Wissenschaften die Erzieher oft sehr dummer Sklaven.

* * *

Einzelne preußische Soldaten tragen noch deutsche Kokarden. Diese sehen aber schon sehr verschossen aus, wie das einige Deutschland selbst von den preußischen Soldaten zerschossen wird. Von Demokratie wegen sollte diesen das Tragen deutscher Kokarden untersagt werden. —

Ein Jahr später.

(Aus der Dresdener Zeitung.)

D steht gerüstet, seid bereit, o schaffet, daß
die Erde,
Darin wir liegen, strack und starr, ganz
eine freie werde;
Daß fürder der Gedanke nicht uns stören
kann im Schlafen:
Sie waren frei und wieder jetzt und —
ewig sind sie Sklaven.

Ferdinand Freiligrath.

Also tönte eu're Stimme, Märzgefall'ne, aus der
Grust,
Eu're Stimm' an die Lebend'gen, die noch athmen
frische Luft:
Euch zu rächen an den Mächten, die euch in den
Sand gestreckt,
Deren Nam' im Buch des Lebens ist mit ew'ger
Schmach bedeckt.
Wie ganz anders ist's geworden in dem deutschen
Vaterland!
Schon ein Jahr ist hingeflossen und kein Retter
auferstand;
Eu're Brüder, eu're Freunde, an der Elbe freiem
Strom,
An der weltberühmten Tiber, um das majestät'sche
Rom;

Eu're Brüder dort in Baden, in der Pfalz am
deutschen Rhein
Sind Gefährten eu'res Schicksals, sind Gefährten
eu'rer Pein.
Wo der Freiheit Odem wehet, blizt der Soldateska
Stahl,
Drückt auf freie Männerherzen feiler Unterdrückung
Mal:
So steht es in deutschen Landen! So tief ist die
Zeit gebeugt!
Die der Bildung höchste Stufe, der Erkenntniß
Ziel erreicht!
Wirft Du nimmer Dich ermannen, großes,
deutsches Vaterland?
Sollst Du länger stehen müssen an des Abgrunds
jähem Rand?

O so faule euer Adler, euer alter Ruhm dahin,
Hegt für ein gemächlich Leben, hegt für Schlaf
und Ruhe Sinn,
Pfleget euch in Liebesarmen, stürzt euch in der
Lüste Rausch,
Aus der Freiheit edlen Armen stürzt euch in
Saus und Braus;
Laßt das arme Volk verhungern, das noch auf
dem Boden keucht,

Dessen Druck und dessen Glend seinen höchsten
Grad erreicht,
Zubelt vor des Feindes Fahnen, duldet ihren
Uebermuth,
Gebt zur Sätt'gung fremder Söldner euer ganzes
Hab und Gut.

Aber künft'ger Zeiten Schande und des Auslands
Spott und Hohn
Wird sich über euch ergießen, dies sei eu'rer
Feigheit Lohn!
Wo noch freie Herzen schlagen, foche der Ent-
rüstung Blut,
Wer die Freiheit will erwerben, steh' und fall'
mit Mannesmuth:
Reicht den Todten, die gefallen, der Vergeltung
feste Hand,
Baut den festen Wall der Einheit um
das deutsche Vaterland:
Nicht der Soldateska Strenge jage euch Entsetzen
ein,
Einig, in euch stark und kräftig, werdet
ihr die Sieger sein.

Johann Adam Gottlieb Kramer.

Feuilleton.

Arad. Als die geflüchteten Perczelschen
Huszaren in Glimir bei Arad eindrangen, er-
krankte plötzlich einer derselben und — gebar nach
wenigen Stunden ein derbes gesundes Kind. Es
dienen sehr viele Frauenzimmer unter den un-
garischen Truppen.

Berlin. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen,
es gesehen, auf welch' empörende, rohe, tigerartige
Weise die preussischen Soldaten, oft unter dem
Hohnlachen der Offiziere, am 18. März 1848
in Berlin und am 7. Mai 1849 in Breslau ge-
gen ihre eigenen Landesbrüder verfahren, wenn
sie dieselben zu Gefangenen machten, der muß
mein herrliches Kriegsheer bitten, daß es lese und
höre, wie menschlich, mit welcher Achtung die
badenschen sogenannten Insurgenten die preußi-
schen Gefangenen behandeln! — Der Grund hie-
für liegt darin: die Badenser kämpfen für ihre
Freiheit gegen die Despoten; mein herrliches
Kriegsheer dagegen kämpft für den Sold des Ab-
solutismus gegen seine Landesbrüder und seine
deutschen Brüder. Die Badenser kämpfen, um
ihren freien Willen zu erkaufen; die Reichs-Söld-

ner haben ihren freien Willen verkauft, um zu
kämpfen.

* * Ein niedliches Genre-Bild: Eine leip-
ziger Barrikade, dessen Aufführung die ge-
hirn-plombirte Bajonetten-Censur des Herrn von
Wrangel nicht gestattet, schließt mit folgenden
Couplets:

Sieht's auch jetzt am allerschlimmsten
In dem deutschen Vaterland,
Dennoch wissen selbst die Dummsten:
Solche Wirthschaft hält nicht Stand.
Denn so laßt uns nimmer trauern,
Denn ich weiß, und das bleibt wahr:
's kann vielleicht noch etwas dauern,
Aber höchstens noch ein Jahr.
Laßt die Pfaffen mit den Junkern
Und das ganze Heulerheer
In der Neuen Preuss'schen flunkern;
's glaubt ihr doch schon Keiner mehr.
Selbst in dem Teltow bei den Bauern
Wird's doch endlich hell und klar —
's kann vielleicht noch etwas dauern,
Aber höchstens noch ein Jahr.

Werden heut noch diplomatisch
 Wir geschnürt und oktroyirt,
 Ueber's Jahr wird demokratisch
 Auf der Breit'sten nur regiert.
 Man erzählt dann nur mit Schauern,
 Daß es einstens anders war —
 's kann vielleicht noch etwas dauern,
 Aber höchstens noch ein Jahr.
 Wird auch jede deutsche Kammer
 Dieses Jahr noch aufgelöst,
 Wird in Frankfurt auch zum Jammer
 Unser deutsches Reich verwest;
 Lang wird Deutschland nicht mehr trauern,
 Bald fliegt sonnenwärts sein Aar!
 's kann vielleicht noch etwas dauern,
 Aber höchstens noch ein Jahr.

Frankfurt a. M. Die beiden zuletzt hier eingerückten Schwadronen mecklenburgischer Dragoner haben ein wunderhübsches junges Mädchen mitgebracht, das hier förmlich eingekleidet und dem Regiment aggregirt ist. Bei einer Parade waren drei Schwadronen jener Dragoner in Gala aufgestellt, und hinter ihnen ritt beim Defilee vor dem kommandirenden General, im blauen Waffenrock des Regiments, in weißen Höschen und eleganten Glanzstiefelchen, eine Feldmütze keck auf das Haar gesetzt, das in zwei langen Zöpfen auf den Rücken herabhing, von einer unzähligen Masse neugieriger Frankfurter angestaunt, die mecklenburgische Regimentstöchter.

Kaiserlautern. Bei dem Gefecht der mecklenburgischen Truppen mit badischen Freischaaren an der Bergstraße am 13. Juni, ereignete sich der tragische Fall, daß einer der mecklenburgischen Scharfschützen unter den Gefallenen der Gegner seinen leiblichen Bruder fand. Der edle Bruder des Kriegsknechtes war als Handwerker nach Baden gegangen und hatte sich unter den Freischaaren anwerben lassen.

Kopenhagen. „Kjöbenhavnsposten“ erzählt, wie man am zweiten Pfingstfeiertage bei einem Volksfeste im Frederiksberger Garten den König von Preußen, d. h. sein gut ausgeführtes Bildniß in Lebensgröße, mit der Pickelhaube auf dem Kopfe, an einen Luftballon gehängt, unter dem Jubel der Menge in die höheren Regionen geschickt und ihn, als er in der offenen Reitbahn hinterm Schloß wieder zur Erde gekommen, bis auf den letzten Faden zerrissen habe.

Leipzig. Ein Entschädigungsprozeß ganz eigenthümlicher Art ist von dem Schauspieler

Henry gegen den Director Wirsing angestrebt worden. Eine bei vielen Theatern vorhandene Bestimmung wurde von der Direction erlassen, welche den unbeschäftigten Mitgliedern den Besuch der Schaubühne bei einem Thaler Strafe untersagte. Auf Grund dessen nimmt Hr. Henry von seinem Director wegen Beeinträchtigung seiner Rechte eine Entschädigung von hundert Friedrichsdoren gerichtlich in Anspruch. Wer die Schauspieler kennt, den wird nicht einmal ein solches Gebahren befremden!

London. Jenny Lind spielt jetzt Komödie, vor wie nach. Lauter blauer Dunst mit ihrem Heirathen, Zurücktreten. Diejenigen haben recht gehabt, welche diese Sängerin, schon bei ihrem ersten Auftreten in Berlin, aller ihrer Künstler-schaft unbeschadet, für die abgefeimteste Komödiantin erklärten. Aus Sucht nach Originalität, hat sie jetzt die Lächerlichkeit begangen, in antiken Opfern in modern bürgerlicher Garderobe aufzutreten.

Paris. Eine unserer berühmtesten tragischen Schauspielerinnen, Marie Dorval, ist nicht mehr. Sie hat ihre ruhmvolle (insofern man bei schauspielerischem Treiben von Ruhm reden kann!) Laufbahn arm beendet, wie sie dieselbe begonnen, ihre reichen Einnahmen flossen dürftigen Kunstgenossen zu. Bekannt ist es auch in Deutschland geworden, daß sie nach ihrer großartigen Leistung als Marie Anne geraume Zeit an einem Gehirn-leiden litt, von welchem sie zwar äußerlich wieder hergestellt wurde, allein ihre physische Konstitution blieb seit jener Zeit stets erschüttert. Die Dorval war am 6. Januar 1798 zu Orient geboren. Ihre Eltern gehörten dem Theater an. Schon jung ein Talent, glänzte sie später in Paris in den Werken von Victor Hugo und Alexander Dumas. Sie gehörte zuletzt dem Odéon an. — Marie Dorval ist auf dem Friedhof Mont Barnabé beerdigt. Den Leichenseierlichkeiten wohnten alle literarischen und artistischen Notabilitäten von Paris bei. Man sah an ihrem Sarge Victor Hugo, Dumas, Janin, Léon Gozlan, Ligier, Samson, Melingue, Boccage, die Damen Georges, Brohan und viele Andere.

* * * Am 10. Juni fand ein Bankett von 150 Socialisten statt, bei welchem einer der Gäste folgenden Toast ausbrachte: „Bürger, auf die Cholera! Sie hat sich um uns verdient gemacht, indem sie den Marschall Bugeaud abholte!“ Keine Stimme erhob sich zu protestiren! — Pfui! —

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
 in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
 in Dresden und Leipzig.